über und zog über beide Fenster den Vorhang aus verblichenem dunklem Samt. „Nun sind wir ganz sicher. Man kann nichts von außen sehen.“ Er trat zum Schreibtisch und schaltete die dort stehende Lampe ein. „Sie haben nicht einmal den Strom gesperrt. Nun haben wir weitere Arbeit. Komm, lege Dein Tuch ab. Mache es Dir bequem. In ein paar Stunden haben wir das Testament, dann können wir es vernichten, und das andere bleibt bestehen, das Dich als Haupterbin einsetzt. Warum mußte er Dich auch so lieben? Sei vergnügt!“

„Vergnügt? Hast Du vergessen, was wir hier taten?“ bei diesen Worten legte die Gestalt Tuch und Mütze ab, das blasse Antlitz einer Frau mit dunklen, unruhigen Augen kam zum Vorschein.

„Du bist schön, Eveline,“ sagte ihr Begleiter heiser. „Ich wundere mich nicht, daß der Alte Dich mehr liebte als seine beiden Kinder.“

„Wenn er wenigstens fest geblieben wäre,“ zischte die Angeredete, und ihr voller Mund hob sich in grausamer Linie, „aber er floh vor mir in dieses elende Haus, verbarg sich hier unter falschem Namen, um mir zu entgehen, wollte unsichtbar bleiben, bis seine verwickelten Geschäfte sich lösten, und hat hier ein Testament gemacht. Das, was ich in Händen habe, ist wertlos.“

„Es wird gut ausgehen,“ tröstete ihr Begleiter, „wir haben ihn hier aufgespürt und mit ihm abgerechnet. Er konnte in diesem fremden Hause nicht nach einem Versteck suchen. Die Polizei hat das Testament nicht gefunden, also werden wir es finden.“ Auf einen fragenden Blick der schwarzen Frauengestalt fügte er abweisend hinzu: „Ich weiß es, sie haben nichts; ich habe meine Verbindungen mit den Detektiven.“

Sie glaubte ihm, denn sie kannte seine Verschlagenheit und wußte, wie grausam und unerbittlich er Menschen ausnützte, die er in seine Abhängigkeit gebracht hatte. Schweigend sah sie zu, wie er methodisch im Schreibtisch suchte, durch Abklopfen ein Geheimfach entdecken wollte, er öffnete die Türen des Schrankes, besichtigte Ueberzug und Sprungfedern des Sofas, besah Dielen und Wände, und die Frau hatte Muße, den gespannten Ausdruck in seinem Gesicht zu beobachten, der sie an einen lauernden Wolf erinnerte.

Doch all seine Mühe war vergebens, und auch einer Stunde emsigsten Forschens richtete er sich mißvergnügt auf. „Ich glaube nicht, daß hier etwas verborgen ist. Ich glaube auch nicht, daß die Polizei es findet. Aber wir müssen ganz sicher gehen,“ sagte er finster.

„Was willst Du tun?“ fragte die Frau, und ihre Stimme klang ruhig und unberührt, obgleich sie einen überraschenden Entschluß ihres Begleiters ahnte.

„Sie nennen es schon lange das dunkle Haus wegen seines unheimlichen Aussehens. Der Magistrat und der Besitzer werden uns dankbar sein, wenn es vernichtet wird.“

Er öffnete eine Reisetasche, die er mitgebracht hatte, und entnahm ihr eine Flasche „Petroleum“, sagte er lächelnd. — „Für uns ist keine Gefahr dabei?“ fragte die Frau. — „Nein“, erwiderte er, „wir machen es wie der Bauer, der seinen Hof abbrennen läßt, während er eine Stunde entfernt in der Kreisstadt ist.“ Er schichtete Papier zusammen und legte Schlangen von Tüchern und Decken nach allen Seiten auseinander, dann goß er reichlich Petroleum darüber. Eine halbverzehrte Kerze steckte er in die Mitte des Papierhaufens und zündete sie vorsichtig an. „Nun schnell fort. Wenn sie herabgebrannt ist, kommt sie dem Papier nahe, dann geht alles in Flammen auf.“ Er ging zum Schreibtisch und schaltete die Lampe aus. Die einsame Kerze, die in dem geschichteten Bündel steckte, erhellte das Zimmer mit einem trüben gespenstischen Schein. Eveline hatte sich erhoben und war etwas näher getreten, die Kerze flackerte und zuckte.

Plötzlich zerriß ein Pfiff die unheimliche Stille des Zimmers, zugleich fuhren zischend und fauchend zwei Ratten unter dem Kleiderschrank hervor, die eine auf der Flucht vor der anderen. Sie sausten in den aufgeschichteten Haufen. Ein Jagen, ein Rascheln begann, das die völlig überraschten Eindringlinge schaudern ließ. Die Kerze fiel um. Das Papier geriet in Brand. Das Petroleum nahm knisternd und puffend die Flamme auf und leitete sie weiter. Im Nu verbreitete sich das Feuer über den ganzen Raum. Der Mann ergriff die Frau. Sie stürzten nach der Tür. Sie öffneten. Frische Luft vom Treppenhaus schlug herein und trieb die Zunge des Feuers zu den Vorhängen, zum Divan, zur Tischdecke, zum Bett. Zwischen den Füßen der beiden Flüchtenden fuhren zwei Ratten hindurch, quiekend, keuchend. Eveline stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Sie flüchteten an die Haustür. Allenthalben erhob sich ein unheimliches Laufen und Scharren. Hunderte von Ratten schienen das Haus zu verlassen. Durch geheime Ausgänge fuhren sie, drängten zu Füßen der beiden Erschrockenen durch einen Spalt der schlecht schließenden Tür. Hinter ihnen lechzte und stöhnte das Feuer und erfüllte das Haus mit einem seltsamen Leben. Der Mann setzte den Dietrich ein. Aber als er umdrehen wollte, um den Weg zur Rettung zu öffnen, erdröhnte die Tür unter Schlägen, die von außen gegen sie geführt wurden. Ehe die beiden sich zurück ziehen konnten, brach das morsche Holz auseinander, das Schloß fiel zu Boden. Schutzleute drangen herein, starrten erstaunt auf die beiden Gestalten, erinnerten sich, daß dies Haus unbewohnt war, verhafteten die Beiden und führten sie ab. In allen Häusern der Nachbarschaft erwachten die Schläfer. Die Feuerwehr stürmte heran. Ein Kriminalbeamter ging vorsichtig die Treppe hinauf, um den Brandherd zu beschauen. Als er wieder hinabstieg, sah er zwischen den Geländerstäben der alten Treppe in der wurmstichigen Wand einen großen, gelblichen Briefumschlag, die linke Ecke war ausgefranzt, schien von Ratten angefressen zu sein, die das Papier hierhergezerrt hatten. Statt einer Adresse las der Kriminalbeamte die Worte: „Mein Testament.“ Er steckte es ein, um es seiner vorgesetzten Behörde zu übergeben.

Das Haus brannte bis zu den Kellerräumen nieder, die Ratten waren rechtzeitig in die Gossen und die Nachbarhäuser geflohen.

—⊡—

Vorfrühlingssturm

Um die Giebel Geheul, in der Linde Gestöhn,
aus den Wäldern zerfetzt, ansprengt der Föhn,
daß die Wipfel im Winde knattern.

Wie in Urgewittern das Land bricht o
die Bäche erbrausen in neuem Lauf
und die Wolken zur Erde flattern.

Geduckt die Menschen in ihrem Gestühl,
ergeben das Vieh in der Wetter Gewühl
und die Himmel erzittert das Tosen.

Aus gelbem Gwölk der schmetternde Strahl,
aus berstendem Dröhnen zersprengter Qual
ergießen sich Hagel und Schloßen.

Still dampft die Scholle, still dampft der Wald,
die Höhen umspielt die Dämmerung kalt,
aus dunklem Gewölk blitzen Sterne.

Hannes Schmalfuß.

Das Lächeln der Susanne Oldegreve

Skizze von Gertrud Busch-Dresden.

Die Geheimrätin ging durch die festlich erleuchteten Zimmer, überblickte zufrieden die Tische, um die sich die Gäste drängten, begrüßte hier und da noch einen Spätgekommenen, gab den Mädchen, die Tee und Gebäck reichten, halblaute Anweisungen, überzeugte sich, daß die ausführenden Künstler alle zur Stelle waren, so daß man pünktlich mit den Vorträgen beginnen konnte. Die musikalisch-literarischen Nachmittage der Geheimrätin bedeuteten für manch junges Talent den ersten Schritt in die Oeffentlichkeit.

Die Geheimrätin wandte sich jetzt dem Zimmer zu, aus dem das lebhafteste Stimmengewirr schallte. Hier saßen die jungen Künstler und Künstlerinnen zusammen. Es war ein Kreis für sich, einig und streitbar zu gleicher Zeit, der sich hier jedesmal in dem kleinen Zimmer zusammen fand. Denn die Tischeinteilung blieb immer ein wenig geheimrätlich: der Honoratorientisch, wie Spötter ihn nannten, im Empfangszimmer, wo die bewährten Titel und Künstler von gesichertem Ruf Platz hatten, dann die „mittleren Tische“ im Speisezimmer, wo sich die kleineren Titel, jüngeres Volk und die Spätkommenden zusammen fanden, und endlich das kleine Zimmer, in dem all die Künstler saßen, deren Zukunft man leider nie so recht abzuschätzen wußte. Der eine oder andere von ihnen belächelte wohl diese reinliche Scheidung, aber sie waren zu gutmütig, zu wenig auf Rangordnung versessen, und hielten einander im Grunde doch für viel zu gute Gesellschaft, als daß je ob der Isolierung scheel geblickt oder gar Verlangen nach den anderen Tischen getragen hätten. Zumal da dann zu den Darbietungen sich alles vereinte. Vor den edlen Klängen der Saiten, dem Silberton menschlicher Kehle, der künstlerischen Verklärung des Menschlichen gab es keine Titel und Rangordnungen, sondern nur ergriffene Herzen.

Die Geheimrätin trat in die Tür des Zimmers, um auch hier ihre große Neuigkeit los zu werden, die kleine Sensation des Nachmittags. „Wissen Sie schon, daß Susanne Oldegreve sich verheiratet hat?“ fragte sie. „Und so eine gute, geradezu glänzende Partie! Den Direktor des Botanischen Gartens! Berühmter Botaniker, gesellschaftlich und wissenschaftlich erstklassig. Sie haben sich kennen gelernt, wie sie im Botanischen Garten gezeichnet hat — und sie werden heute beide kommen.“

Man wußte es schon — Susanne Oldegreve, vor der immer eine gläserne Wand war, so daß man nie recht an sie herankam. Susanne Oldegreve, die einem Vogel glich, der immer wieder entflog, wenn man glaubte, ihn zu haben; ein Falter, der sich selig von Blüte zu Blüte tanzte; Susanne Oldegreve, die mit den feinen schlanken Fingern die zauberhaften Stickereien schuf, fremdartige Blumen, Fabelvögel, Ranken, Landschaften einer Märchenheimat, in der sie zu Haus war, wohin noch keiner den Weg gefunden und die nun aus den kleinen Kunstwerken wundersam zu einem aufblühte.

Hatte Susanne Oldegreve nicht immer beteuert, sie werde nie heiraten? Aber man wußte, was von solchen Reden zu halten war. Die Männer freuten sich, daß dies so empörend selbstständige junge Weibwesen nun endlich seiner Bedürftigkeit inne geworden und sich der notwendigen männlichen Ergänzung unterordnet hatte. Die Frauen spannten, ob sie wohl glücklich sei, glücklicher als sie, denn die Ehe verlor doch schneller an Glanz als der funkelnde Trauring.

Währenddessen stand Susanne in der Garderobe und strich sich noch einmal über das Haar. Ihr Mann trat hinter sie. Sie wandte sich um und legte die Hand auf seinen Arm. „Lieber,“ sagte sie, „sie sollen kein Schaustück an unseren Gefühlen haben. Du verstehst mich?“

Er neigte sich zum Kuß über die Hand.

„Wir kommen ins Kreuzfeuer, — und sie brauchen nicht zu wissen . . .“

Er hielt ihre Hand, Wärme und Takt ihres Blutes bebten in seines. Sein Blut gab ihr Antwort, es bedurfte nicht der Worte zwischen ihnen.

Einige Minuten später standen sie in den festlichen Räumen. Die Geheimrätin, die Susanne sonst ein wenig hoheitsvoll begrüßte, kam ihr heute mit bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegen und bot ihr und ihrem Manne einen Platz am Honoratorientisch an — sie empfand die Hochachtung vor Susanne Oldegreve, da sie es verstanden, einen so bedeutenden Mann zu heiraten. Aber Susanne wehrte lächelnd ab, dankte und meinte, ihr Mann müsse doch ihren üblichen Platz kennen lernen, und schon war sie im Künstlerzimmer. Die Begrüßungen, die Glückwünsche, das Geräusch der Aufspringenden verschlangen die letzten geheimrätlichen Worte.

Schnell wurde zusammengerückt, damit die beiden Spätgekommenen Platz fanden. Das Gespräch verstummte, die Blicke gingen hin und her. Langsam und zögernd belebten sich die Reden wieder. Die Blicke prüften stumm weiter: Waren die beiden glücklich? — Liebte sie ihn? — Er sie? — War es eine Vernunftheirat? Schien Susanne Oldegreve nicht doch kühl, immer noch Rührmichnichtan, immer noch im gläsernen Haus?

Die Musik begann. Ein strohlender Sopran. Alle Reden schwiegen. Man lauschte. Susanne Oldegreve senkte das Antlitz. Beherrschung schnell. Sie blickte auf, nach ihrem Manne, dessen Augen sie ermutigten. Da blühte selig und süß ein Lächeln um ihre Lippen auf, das Lächeln der Liebe, durchstrahlte ihr ganzes Antlitz, daß es in einer bewegten Verklärung leuchtete, sonnte sich in ihren Augen.

Sie war so versunken, daß sie nicht merkte, wie Augenpaar und Augenpaar sich zu ihr wandte Ringsum sie herrschte atemstockende Stille. Alle Fragen zerronnen wie Reif in der Sonne. Der Gesang schien plötzlich ganz dünn und unwesentlich. Schön aber wie eine Offenbarung leuchtete das Lächeln der Susanne Oldegreve und rührte tief an den Herzen.

Verantwortlich: H. Semmelmann Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 11 — Samstag, 16. März — 1929

Das Vermächtnis des Bauern

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Draußen flutete die Sonne, spielte mit frohem Glitzern über den Hof, da wo die Hühner emsig ihr Futter suchten und der Hund sich in wohliger Wärme dehnte. Von naher Wiese erklang das Lachen von Kindern.

Drinnen in der niedrigen Kammer des Hauses war es ganz still. Ein Aechzen rang sich auf, quoll wie im letzten aufbegehrenden Veratmen von der Bettstatt, wo der sterbende Altbauer lag. Keinen Blick brachte der Greis vom Zimmerbalken ab, immer wieder bohrten sich seine fieberglänzenden Augen in die tiefe, schwarzangelaufene Schrunde des Holzes. Dämonen der Erinnerung peinigten ihn, krächzten Hohn noch in seiner Sterbestunde. Die Spalte dort . . . die riffig breite, wie hatte er sie in langen Jahren zu schließen versucht, zu glätten . . . Und sie war doch geblieben in immer drohender, lastender Anklage, unfilgbar wie die Schuldnarbe, die sich menschlicher Seele einkerbt.

Dann begann der Alte zu sprechen, stoßweise und mühsam, atemsuchend in jenem wissenden Offenbarungswillen, der die Menschen antreibt, sich in der Sterbestunde von letzten Lasten zu befreien.

Sein Sohn unterbrach ihn nicht, lehnte stumm an der Schrägwand, folgte des Vaters Blick zu dem schwarzen, gähnenden Spalt im Balkenholz hinüber, den er seit jüngster Kindheit kannte und der doch einmal nicht dagewesen sein mochte.

Weit zurück ging der ächzende Altbauer in seinen Gedanken; er sprach vom Hof, der ihnen als Vätererbe überkommen, der ihm als junger Gesell schon anvertraut war, freilich . . . verschuldet und ausgezehrt. Jahre des Ringens kamen; hager war er geworden vor rastloser Arbeit und quälender Sorge. Und sein Weib . . .?

Der Greis schwieg, lauschte halb aufgerichtet dem Stampfen der Rappen im Stallanbau des Hauses, hustete.

„Schweig doch! Das Reden ist ungut“, bat der Sohn.

„Laß mich!“ kam es rauh, fast grollend zurück.

Und wieder wandte der Kranke sich zu seinen Gedanken. Immer düsterer war es damals geworden. Hypotheken drückten, und Zinsen schwollen unbezahlt zu grimmer Marter an. Die Seuche hatte sich im Hof eingenistet. Trieb man auch den Pflug von Tagesgrauen bis zur Nachtdämmerung durch die Scholle, immer blieb das graue Elend mit den Gespensteraugen der Not hinter einem, glich den Krähen und Raben, die auch keiner von den Furchen verscheuchen kann. Mochte man die Scheuer mit Ernte füllen . . . ein Hohn war's! Sie brachte ja doch nimmer Erleichterung; längst war jedes Fuder im voraus für alte Zinsen verpfändet. Und dann wurde sein Weib bettlägrig . . . neben ihr schrie der junge Erbe dieses Sorgenhofes in seinen ersten Erdentag hinein. —

Eine schwarzdunkle Stunde kam! Es war still damals auf dem Hof; Sturm brauste durch die Nacht, und vom nahen Hochwalde herüber schrie der Kauz in jammerndem Klaglaut. Da schritt der Bauer zur Scheuer . . .

„Vater! Du wolltest doch nicht . . .“ der Sohn trat zu seinem Bett.

Röchelnd sprach der Kranke weiter:

„Ich wollte nicht — ich — ich! Sieh die Schrunde dort am Balken! Nur eins konnte helfen, wenn Arbeit und Mühseligkeit versagten, nur eins die Scholle mir erhalten . . . das Feuer! 10 000 Taler würde die Versicherung zahlen! Zehntausend! Was die Scholle mir nicht erbrachte, das Feuer würde es tun. Es mußte brennen, um uns den Hof zu retten! . . . Ein Strohseil wand ich zusammen, setzte die Stallaterne . . . schlich hinter die Linde am Schuppen, wartete. Jetzt . . . bald . . . bald würde es aufflammen, meine Hypotheken, meine Sorgen fressen! Ein Ende machen! Und keiner konnte mich der Schuld zeihen, keiner wußte davon. Nichts hatte Deine Mutter bemerkt, als ich vom Lager schlich . . . Ich sah eine Flamme am Strohseil züngeln . . . näher und näher der Scheune . . .

Und dann . . . kam Deine Mutter. Ein rotes Tuch hing um ihre Schultern, und ein Wehlaut entrang sich ihr, hankend taumelte sie näher in der Schwäche des Kindbetts. Ich sah sie, der dicke Schaum trat mir vor den Mund, die Adern schienen mir zu bersten. Sie trat auf das Seil, zertrat Flamme und Hoffnung, tastete sich in taumelndem Schwanken zum Haus zurück . . . Ich stürmte ihr nach, riß die Axt vom Holzklotz, brüllte wie ein tollwütig Tier vor Haß und Rache.“

„Vater!“

Der Greis hörte des Sohnes Angstruf nicht. Mit gläsernen Augen starrte er zur Wand, blutrot färbte sich seine Stirn, stoßweise sprach er weiter: „Ich riß die Tür auf! Rote Flecken tanzten vor mir, und ein Brausen war in mir, das nach Rache und Blut schrie. Deine Mutter sah mich, wimmerte, warf sich über Dich. Meine Axt wirbelte in jähem Schwung ganz nahe von Dir, näher noch Deiner Mutter, traf in splitternder Wucht jene Schrunde im Balken. Und dann . . . ich bin fort gestürmt habe alles in die Hölle verflucht, den Satan zum treusten Gefährten gebeten. Der Sturm brauste über mir in den Waldkronen, und der Häher klapperte am Gestämm. Als der graue Morgen kam, schlich ich heim, fand Deine Mutter. Mein Tagwerk tat sie in müder Schwäche, fütterte die Kühe! Und in der Kammer schliefst Du, unbewegt, ob der Axt, die nahe von Dir im Holze klammerte.

Und ich bin hingegangen, habe sie herausgezogen, habe das Messer genommen, gefeilt, geglättet. Die Schrunde blieb . . . gähnte düstere Anklage. Deine Mutter aber kam, nahm meine Faust, öffnete sie. Wie ein Weib sprach sie zu mir, und doch war sie mehr! Eine Peitsche klang aus ihren Worten, aber kein Vorwurf gegen mich. Es war etwas in ihr, was ich noch nie hörte und nie wieder vernahm, was mich doch fest machte. Dann ging sie hinaus an ihr Tagwerk . . . matt und doch hart; ich aber schirrte die Kühe vor den Pflug.

Lang ist das her! Mühselige Arbeit brach mir den Jahrzorn. Nachtstunden wurden zur Arbeit und die Kammer sah mich fast nicht mehr. Aber es wurde besser! Das hohläugige Gespenst „Sorge“ blieb mehr und mehr hinter meiner Furche zurück. Und Jahre kamen, da auch das Fuder Korn, das ich einfuhr, wieder dem Hof zu eigen blieb, da es des Feuers nicht mehr bedurfte, um Hypotheken abzutragen: . . . Alle die Scholle frei der Last war, starb Deine Mutter! Mit einem Segenswort ging sie, nahm einen Schwur von mir mit in die Grube. Nur die Schrunde blieb da im Balken, die tilgte keine Reue, löste weder Marter noch Sühne! Und sie soll bleiben, auch wenn Ihr mich verscharrt! Bleiben für Dich und die Enkel!

„Warum?“ kam des Sohnes leise Frage.

Es war lange still in der niedrigen Kammer. Stoßend ging des Alten Atem, und beider Blick hing in dem Riß, den einst die Axt geschlagen . . . einst . . . vor vierzig Jahren . . . in einer Nachtstunde menschlicher Irrung.

„Warum?“ wiederholte der Greis müde. „Weil Ihr Jungen immer daran denken sollt! Nur reine Hand entringt der Scholle Segen — nicht die Verbrecherfaust! Nur reine Hand streut aufgehend gute Saat, nur reine Hand zieht gerade Furchen ins Erdreich! Es ist besser, die Sorge lastet auf des Bauern Dach als der Fluch einer nachtdunklen Tat!“ —

Draußen auf der Tenne bellte freudig der Hofhund, und Kinderlachen scholl jauchzend herüber. Der Sohn hörte es. Ein Gelübde stieg in ihm empor, das keine Wortprägung fand. Er gab es dem Vater nicht, gab es der toten Mutter. Die narbende drohende Schrunde darf am Kammerbalken sollte bleiben, solange der Hof stand . . . als ein Vermächtnis der Eltern . . . und doch mehr!

Pierre Dandurands Verhaftung

Erzählung aus dem winterlichen Kanada von Harris Brackett.

Zuerst glaubte Pierre Dandurand, den Schlag nicht ertragen zu können. Zwei Jahre hatte er um Jeanne Lemaire geworben, und endlich schien er die Liebe des jungen Mädchens errungen zu haben.

Da kam der Städter mit den weichen, an keine Arbeit gewöhnten Händen und der schmeichelnden Stimme, dieser Roy Macholm, den er selbst fünf Meilen von der Siedelung entfernt halb erfroren aufgefunden und vor dem Tode gerettet hatte, und stahl ihm Jeanne. Erst dachte Pierre Dandurand daran, den anderen über den Haufen zu schießen. Wer kümmerte sich hier oben in Keewatin um einen entlaufenen Taugenichts aus dem Süden? Aber dann dachte er an Jeanne.

Doch als sich die beiden Männer einst vor Pierre Dandurands Blockhütte trafen, sagte der Kanadier kurz: „Tritt ein!“ — Der Städter wunderte sich: „Was soll es?“ — „Du wirst Jeanne Lemaire heiraten?“ — „Ja.“ — „Dann denke daran, daß Du Deiner Frau Treue schuldig bist. Vergißt Du das, verläßt Du sie, so werde ich Dich immer finden. Ich verzichte nicht, um Jeanne Lemaire einst unglücklich zu sehen.“ — Der andere lachte gezwungen: „Warum so viel Pathos, alter Junge? Ich denke, es wird mir bei Jeanne recht gut gefallen.“ —

— — Fünf Jahre später trug Jeanne Macholm, einst die Schönste in Keewatin, tiefe Gramfalten um den Mund. Drei Kinder krochen in der Hütte herum, und der Mann war verschwunden.

Da steckte Pierre Dandurand sein Jagdmesser in die Tasche, holte das Geld aus der Kiste unter dem Bett und zog nach Süden. Ein halbes Jahr lang hörten sie in der Siedelung nichts mehr von ihm, dann kam er im Winter wieder zurück. Niemand fragte, wo er gewesen war, denn Pierre Dandurand liebte die Neugier nicht. —

In Montreal fand die Polizei eines Morgens einen Erstochenen in der Gosse. Zwei Wochen später meldete sich ein Bürger und erkannte das Bild seines Sohnes: „Ich war verreist und erfuhr es nicht eher. Er ist mir vor Jahren mit Geld davongelaufen und kam vor drei Wochen aus Keewatin zurück. Dort muß er eine Frau gehabt haben. Er wollte zwar nicht mit der Sprache heraus, doch er brüstete sich mit seiner Eroberung und erzählte etwas von einem lächerlichen Neubauhler, einem Dandurand, den er ausgestochen hätte.“ — Der Mordkommission genügten die Angaben, und Sergeant Hopkins von der Berittenen Kanadischen Polizei wurde beauftragt, mit fünf seiner Leute den Pelzjäger Pierre Dandurand aus Reindeer Factory zu verhaften.

Sergeant Hopkins und seine Leute fuhren mit der Bahn nach Winnipeg. Dort legte man ihm im Hauptquartier der Polizei die Landkarten vor: „Reindeer Factory? Sind rund achthundert Kilometer bis dorthin. Nur Schlittenfahrt.“ Hopkins ließ sich nicht entmutigen. Er verschaffte sich Schlitten und Hunde und fand einen Halbblutindianer als Führer. Anfang Januar brachen sie auf.

Nach vier Wochen langten sie in Reindeer Factory an. Pierre Dandurands Hütte war leer. „Wo ist er?“ — Keiner in der Siedelung wollte es wissen. Doch am Abend meldete sich ein verkommener Indianer: „Er hat mich einmal geschlagen. Ich weiß, wo er ist. Er jagt drüben im Westen.“

Am Morgen zogen die Polizisten weiter. Eine Spur lief ihnen im Schnee voraus. „Hier ist vor Stunden eine Frau gelaufen. Sicher Jeanne Macholm. Sie wird ihn warnen“, sagte der Indianer und trieb die Hunde an. Am Nachmittag sahen sie in der Ferne kräuselnden Rauch. „Das ist die Hütte.“ Sie wagten sich

vorsichtig näher und riefen Alles blieb stehen. „Sie ist leer." Da fanden sie auch eine Schlittenspur. „Sie sind nach Norden geflohen, wo zwei Tagemärsche von hier noch eine Hütte steht."

Am übernächsten Tag war das Blockhaus umstellt: „Hallo, Pierre Dandurand, ergib Dich!" Eine Kugel pfiff zur Antwort durch Sergeant Hopkins Pelzmütze: „Verdammt!" Acht Menschen flogen in den Schnee und krochen zur Deckung zurück. In der Nacht, während die Hälfte auf Posten blieb, bauten die anderen zwei Brustwehren aus Schnee. Dahinter erwarteten sie den Morgen.

Da wurde die Hüttentür geöffnet. „Er ergibt sich." Doch niemand kam. Dafür brüllte die Stimme des Mannes aus dem dunklen Hütteninnern: „Laßt die Frau aus dem Spiel!" Und Hopkins schrie hinter seiner Schneeschanze zurück: „Ja." Da kam Jeanne Macholm aus der Hütte. Der Sergeant gab ihr einen Schlitten: „Fahr nach Hause!" Sie schien noch etwas sagen zu wollen; vielleicht: „Schont ihn." Dann aber strich sie mit der Hand über die Augen: „Es hat ja keinen Zweck."

Tagelang lagen die Polizisten vor der Hütte. Sie froren im Zelt, das der kleine Petroleumofen nur ungenügend erwärmte. Wenn sich ein dunkler Fleck hinter der Schneewehr sehen ließ, peitschte ein Schuß auf. So traf es den Indianer am dritten Tag in die Stirn. Bald danach hörte der Schornstein zu rauchen auf: „Er hat kein Holz mehr, und der Hunger muß ihn heraustreiben." Doch Pierre Dandurand hielt noch vier Tage aus, und seine Kugel legte auch den Halbblutführer in den Schnee. Dann wurden die Schüsse spärlicher und unsicher. Zuletzt verstummten sie ganz. Die Polizisten warteten noch. Nach Stunden trat Pierre Dandurand mit erhobenen Händen aus der Hütte. Er ging tappend wie ein Blinder. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken. Er war schneeblind vom Starren und Zielen auf die weiße Decke. Widerstandslos ließ er sich auf den Schlitten setzen: „Ich hatte keine Patrone mehr und seit vier Tagen nichts mehr zu essen."

Hinter Reindeer Factory geriet die Karawane in den Schneesturm, und Sergeant Hopkins wußte, daß er den Heimweg allein nicht finden konnte. Pierre Dandurand, der seine Augen tagelang geschlossen gehalten, konnte wieder sehen und erkannte die Not der Polizisten. Er rief nach Hopkins: „Sergeant, binde mich los, und ich zeige Euch den Weg." — Der Polizist überlegte; dann fragte er: „Wirst Du fliehen?" — „Mein Wort, nein." Da befreite ihn der Sergeant von den Fesseln, und Pierre Dandurand führte die Polizisten durch den Blizzard. Da er ihnen das Leben gerettet hatte banden sie ihn nicht, als der Sturm ausgetobt hatte. Zehnmal konnte er fliehen, die Schlafenden überfallen, doch er dachte nicht daran sein Wort zu brechen.

Ende März traf Sergeant Hopkins mit dem Gefangenen in Montreal ein und lieferte ihn im Gefängnis ab. Da fragte der Anstaltsleiter: „Ein Mörder, und ohne Fesseln?" — „Ohne ihn lebten wir nicht mehr", antwortete Hopkins und gab Pierre Dandurand die Hand: „Ich danke Dir."

Der Wärter fand den Gefangenen am anderen Morgen tot am Fenstergitter hängen. Auf dem Tisch lag ein Stück Papier, das sagte mit ungelenker Schrift: „Ich mag nur in Freiheit leben. Ich hätte zehnmal fliehen können und tat es nicht, weil ich mein Wort gab, weil der Sergeant die Frau aus dem Spiel ließ. Jetzt hat er mich abgeliefert."

—⊡—

Das Zeugnis

Humoreske von Hilde Brand.

„Ach, wenn doch nur erst Ostern vorbei wäre!" Mit diesem Stoßseufzer packte Frau Weber ihre Handarbeit zusammen und schickte sich an, nach Hause zu gehen.

„Nanu, warum haben Sie es denn so eilig, es ist doch noch nicht halb sieben?" protestierte die Gastgeberin des Kränzchens.

„Ich muß meinen Jungen noch überhören. Sie schreiben jetzt Probearbeiten!"

„Wenn er jetzt noch nichts kann, hilft's ihm auch wenig, wenn Sie noch mit ihm pauken. Ich denke, Ihr Fritz lernt so gut?"

„Ja, nur in Mathematik schriftlich hapert's."

„Dafür kann keiner, das ist Begabung."

So flog die Unterhaltung unter den Kränzchenschwestern hin und her.

Frau Weber seufzte nur wieder und meinte: „Sagen Sie das mal meinem Mann —!" Sie verabschiedete sich reihum.

Als sie schon in der Tür stand, rief ihr die muntere Stimme der Frau Sanitätsrat Hoffmann nach: „Nun, Ihr Mann sollte sich doch nicht so aufspielen. Er ist doch mit meinem Ernst zur Schule gegangen. Der erste war er gerade auch nicht, und in Mathematik hat er immer von meinem Jungen abgeschrieben. Die Aufsätze machte er dann dafür."

Alle lachten. „Väter und Mütter haben bekanntlich immer die „Eins" geschrieben, „sehr gut" im Betragen gehabt und sind stets versetzt worden", ließ sich die mutwillige Stimme einer jungen Frau vernehmen.

Frau Regierungsrat Weber verneigte sich noch einmal und beeilte sich dann, nach Hause zu kommen. Unterwegs sagte sie sich: „Das stech' ich aber doch Hans, wenn er's wieder mal zu toll mit dem Jungen treibt."

Die Probearbeit in Mathematik fiel mit „vier" aus, und sehr niedergeschlagen kam der Tertianer nach Hause.

„Ach was Junge", tröstete die Mutter, „deswegen wirst Du nicht sitzen bleiben. Du stehst doch sonst gut da. Heutzutage gibt es ja Bewertung nach Begabung."

„Ja, aber der Vater!" Wenn es eines Tertianers nicht unwürdig gewesen wäre, hätte Ernst wohl ein bißchen geweint. So aber räusperte er sich recht männlich und meinte trotzig: „Na, mehr als arbeiten kann ich nicht. Wenn ich's nicht kapiere, soll er mich in die Idiotenanstalt geben."

Die Mutter überhörte dieses. Sie wußte genau, daß dies ein Ausspruch ihres Mannes gewesen war, als er Ernsts Zeugnis mit einer Vier in Mathematik im Herbst gelesen hatte.

Aber wie ein Alb lag es auf ihr; wenn der Tag der Versetzung nur erst vorbei wäre!

Da, beim Großreinemachen, machte sie im Bücherschrank einen herrlichen Fund. Ihr fiel eine große braune Mappe entgegen: sie blätterte darin, vergaß alles Wischen und Stäuben und überhörte die Fragen des Mädchens, sie blätterte und stöberte. Plötzlich wurde ihr Gesicht ganz pfiffig. „Warte nur, Freundchen, jetzt hab ich Dich. Du sollst mir noch mal was sagen!"

Sie stellte die Mappe an Ort und Stelle und sah dem Kommenden von nun an viel ruhiger entgegen. —

Der Tag der Versetzung kam. Eltern und Kinder waren etwas nervös beim Morgenfrühstück, das stets gemeinsam eingenommen wurde. Keiner aber sprach von dem Kommenden. Am gleichmütigsten war die Mutter. „Reg' Dich nicht auf, Junge", tätschelte sie Ernst noch heimlich im Flur, „wenn's auch eine Vier ist! Fleißig warst Du, und das ist die Hauptsache."

Um elf sollten die Schüler entlassen werden. Fünf Minuten vorher hörte Frau Weber schon die Flurtür gehen. Sie begab sich, ein Lachen verbeißend, leise auf Horchposten in ihr Zimmer und vertiefte sich dort anscheinend in ein Buch.

Richtig, ihr Mann war schon da, — die Aktenmappe warf er in den Sessel, — sie hörte ein „Nanu, schon —" und sah durch die angelehnte Tür, wie er sich hastig über ein weißes Blatt beugte, das auf seinem Schreibtisch lag.

Sie konnte sein Gesicht gerade beobachten und stopfte sich ihr Taschentüchel in den Mund, um nicht heraus zu platzen. Da brach's nebenan aber auch schon los: „Nein — das, — das ist ja vier — vier — vier — das spottet ja jeder Beschreibung, — und sitzen geblieben — das ist ja —." Die Worte versagten. Im Sturmschritt eilte der Regierungsrat durchs Zimmer, den weißen Zettel in der Hand. „Elli — Elli!"

Sich beherrschend, trat seine Frau auf die Schwelle. „Was ist denn los?" fragte sie erstaunt.

„Wo ist der Bengel — das —", er schlug auf das Blatt, „das ist ja zum Tollwerden —."

„Was denn?" Frau Elli kam unschuldig näher.

„Ernst ist noch in der Schule."

Der Gatte sah sie verblüfft an. Sie griff nach dem Papier, das er auf den Tisch gelegt hatte.

„Das, ach das, ist ja ein Zeugnis von Dir, verzeih, — es muß mir neulich beim Räumen aus der Mappe gefallen sein. Ich fand es unter den Zeitungen und wollte es zurück tun —."

Da ertönte die Klingel. Ohne den Gatten anzusehen, rief sie „Die Kinder! Da bin ich aber mal neugierig." In der Tür wendete sie sich noch einmal und sagte ganz leise: „Schließ Du aber das Blatt rasch weg, bevor sie kommen!" Und hinaus war sie.

Als ein paar Minuten später der neugebackene Obertertianer sein Zeugnis mit männlich gefaßter Miene vor seinen Erzeuger legte, war dieser sanft wie ein Lamm. Ueber die Vier in Mathematik fiel kein Wort.

„Na, das ist ja ganz schön!" ertönte es ganz freundlich, „und weil Du versetzt bist, darfst Du Dir dafür etwas, was Du gern magst, kaufen!" Dabei legte der Herr Regierungsrat ein blankes Dreimarkstück vor den verblüfften, fast ungläubig dreinschauenden Jungen. Der griff — „demangeed" hatte, die sich aber seinem Wil-

Frau Elli trat zu ihrem Mann, der mit verkniffenem Gesicht an ihr vorbei sah. „Nicht böse sein, Hans", sagte sie bittend, „es ist manchmal sehr gut, wenn die Väter nicht immer die „Ersten" waren!"

—⊡—

Eine Begegnung

Skizze von Gerd Land.

Sie trafen sich auf der taghell erleuchteten, abendlichen Weltstadtstraße. In der nervösen Hast der ersten Minuten nach Schluß der großen Warenhäuser, in dem wogenden Getriebe einer geschäftigen Menschheit, die immer unveränderlichen Takt der Arbeit in ihren Leibern und Hirnen birgt, umschrillt von gellenden Autohupen und angesichts der bombastischen, ihr grellbuntes Licht in den dunkeln Himmel schleudernden Leuchtreklamen, trafen sich ihre Blicke.

Die Frau war sehr jung. Ihre traumerfüllten Augen bargen jene geheimnisvolle Andacht, die man gemeinhin Anmut nennt. Unter dem sagen Rot ihrer Wangen erbleichte sie für den Bruchteil einer Sekunde, als sie den wuchtigen, riesenhaften Mann plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor sich sah.

Wahrhaftig, sie wagte kaum zu fragen, woher er denn käme, er, den sie in seinem Palast in Miami im Staate Florida oder in seinem Clevelander Verwaltungsgebäude glaubte, sie wagte kaum, die Augen zu ihm zu erheben. Aus einem unbestimmbaren Gefühl, das Angst sein mochte, vielleicht aber auch das Glück des Beborgenseins ... Und folgsam, wie etwa ein widerspenstig gewesenes Kindlein nun der besorgten Sonne wieder ganz gehorcht, legte sie ihr Köpfchen an seine Schulter und schmiegte ihren Arm in den seinen.

Sie gingen an den hohen Fronten mit den erleuchteten Schaufenstern vorbei, der wuchtige, elegante Mann und die zierliche, schmalhüftige Frau.

Dann sprach der Mann. Als setzte er ein unbeendetes Selbstgespräch fort, als gingen sie Zeit ihres Lebens an jedem Abend durch diese Weltstadtstraße. Nein, man merkte dem Klang seiner Stimme nicht an, wie glücklich er war, sie wieder gefunden zu haben, um deren Liebe er bangte. Nein, man sah es ihm nicht an, welch ungeheuere Erregung ihn befallen hatte, als er sie erblickte.

Er sagte dieser kleinen Frau, die ganz nah und dennoch fern von ihm neben ihm ging, der man ihr Temperament nicht ansah, die nur im grellen Licht der blendenden Scheinwerfer auf der Bühne der Revuetheater und Musikhallen gefeiert und in ihrem Element war, er sagte ihr nicht, daß sie ja alles nur ihm zu verdanken habe und doch er es war, der ihr zu ihrem ersten grandiosen Erfolg verholfen hatte. Er fragte sie in dürren Worten — und diese Frage war eine Forderung, warum sie ihn auf der Höhe ihres Erfolges verlassen habe, ihn, der auch heute noch fähig war, seiner Liebe zu ihr jedes Opfer zu bringen.

Sie schwieg. In ihrem Hirn kreiste unaufhörlich der Gedanke an ihn, der eben jetzt auf sie wartete, nach dem sie sich sehnte, dessen ungestüme Jugend sie liebte.

Die Straßen wurden enger und dunkler, nur von dem funzelnden, trübsinnigen Schein weniger gelber Kandelaberflammen erhellt. Von irgend woher zerriß ein unsagbar trostloser, spitzer Schrei die unheimliche Stille. Sie gingen durch Parkanlagen, sie sahen Bäume ihre nackten, kahlen Aeste in den Himmel recken.

Irgendwo hämmerte das erleuchtete Zifferblatt einer Uhr diesen beiden Menschen unbarmherzig die ständig schreitende Zeit in die Hirne. Der Mann wußte: eine Stunde gingen sie nun zusammen, ohne daß die Frau auch nur ein Wort gesprochen hatte. Er war der Beherrscher eines internationalen Vergnügungstrusts, ihm gehörten in Europa und Amerika unzählige Vergnügungsstätten, in denen die gehetzten Menschen ihre Nerven entspannen oder kitzeln konnten: Lichtspielpaläste, Kabaretts und Operettentheater, Vergnügungsplätze und Variétees.

Ja, er war Gebieter über eine große Masse Mensch, gepeitscht und gehetzt, ständig auf Reisen, um seine Macht zu festigen und zu vergrößern. Er hatte wirklich keine Zeit für flüchtige Flirts, die sich jeder andere erlauben konnte. Und er war auf der Durchreise. Seine Sachen standen in der Halle des Hotels ... Eine Minute seiner kostbaren Zeit, nutzlos verbracht, konnte für ihn den Schaden von Millionen bedeuten, denn man durfte ja die Konkurrenz im Ergattern von Bomben-Attraktionen sich nicht zuvor kommen lassen. Nun aber war er eine ganze Stunde neben dieser kleinen Frau einher gegangen, die er — wie man so sagt —

ten entzog und der Konkurrenz verpflichtete, und all das, weil ein Junge in ihr Leben getreten war, ein Junge, haha ...

Und plötzlich — auf der nachtdunklen abseitigen Weltstadtstraße — war er wieder der Herr, der befiehlt und dessen Befehle strikteste befolgt werden müssen. Er winkte eine Taxe heran. Ohne die schmale, blaßäugige Frau zu fragen, schob er sie vor sich ins Auto, nannte die Adresse des Hotels, stieg ein. Der Wagen fuhr ab.

Der Riese kümmerte sich gar nicht mehr um die kleine Frau, denn er wußte — wenigstens glaubte er zu wissen —, daß sie ihm nun nicht mehr entrinnen konnte, weil er wieder von ihr Besitz ergriffen hatte. Das Auto hielt.

Sie stiegen aus. Der betreßte Pförtner öffnete die Tür des Luxushotels. Beide wohnten hier. Sie gingen in die Halle hinein, und sie schmiegte ihren Arm in den seinen, lehnte ihr feines Köpfchen an seine Schulter, denn so wollte er es immer haben. Das wußte sie wohl.

Aber dann plötzlich — ganz unvermittelt — geschah das, dessen Erwartung sie erzittern ließ und ihr schier die Besinnung raubte. Denn nun sah sie im Vestibül ihn, der hier auf sie wartete, ihn, den sie mit all ihren Sinnen, mit ihrer ganzen psychischen Kraft liebte. Sie mußte sich entscheiden, schnell, sehr schnell sogar, denn noch hatte der Junge seinen mächtigen Nebenbuhler nicht gesehen.

Sie löste sich rasch von dem Arm des Riesen. Und als er sein Gesicht voll scheinbarer Sorglosigkeit ihr zuwandte — denn er war in Gedanken schon längst bei den Geschäften, die ihn im Konferenzsaal erwarteten —, sagte sie leise zu diesem Beherrscher von Millionen: „Verzeih', aber ich werde erwartet ..."

Und ging, die große bewunderte Diva, als die man sie hier allgemein kannte, mit dem Jungen, zu dem es sie mit unwiderstehlicher Gewalt zog, hinaus in die Nacht.

Der Mann blieb. Um ganz ehrlich zu sein: er lachte etwas blöde. Dann stürzte er sich in seine Geschäfte. Er rannte mehr, als er ging, in den Konferenzsaal des Hotels, in dem die Aufsichtsräte großer Konzerne ihm Vorschläge zu großartigen Transaktionen unterbreiteten. Sie wunderten sich, diesen massigen, zielbewußten energischen Mann zum ersten Mal zerstreut, ja, unsicher zu sehen, denn das Lächeln desjenigen, der etwas Unsaßbares erlebt hatte, lag in seinen Zügen ...

—⊡—

Die Parodistin

Skizze von Gerd Land.

Sie tritt hinter den Vorhang. Sie ist sehr müde, doch nicht entspannt. Die Bühnenarbeiter haben sich bereits der Kulissen bemächtigt und schleppen einen riesigen Flügel für das Auftreten des musikalischen Clowns auf die Bühne. Aber draußen im Parkett und auf den Rängen schwillt der frenetische Beifallssturm wieder an. Und so nimmt sie den Strauß Tuberosen und tritt hervor, um sich für die Gunst ihres Publikums zu bedanken.

Schon ist der riesige Raum des Varietés wieder in das satte, warme Licht getaucht, da wankt sie durch die Kulissen nach ihrer Garderobe. Sie achtet nicht der Glückwünsche, mit denen Direktor und Kollegen sie bedenken. Sie hat heute keinen Sinn für die Ehrfurchtsbezeugungen geschäftstüchtiger Impresarios und Manager, keinen Blick für den Raubtierdompteur der sie da anschmachtet; sie ist heute nicht fähig, mit der großen Primaballerina, der anderen Attraktion dieses Programms, einige liebenswürdige Redensarten zu tauschen.

Vor Stunden noch spürte sie keine Unruhe. Nun ja, sie war wieder einmal in dieser Stadt wo sie ihre zagen, keuschen Mädchenträume erlebt, in der man sie einst so namenlos tief gedemütigt hatte. Wie weit lag das alles schon zurück. Aber immer noch, mitunter ganz plötzlich, bei einem Bankett etwa oder gar während ihres Auftretens stahlen sich jene Gedanken in ihr Hirn, die ihren weiblichen Trotz und ihren Stolz sich aufbäumen ließen. In solchen Augenblicken hätte sie ihrem Leben selbst ein Ziel setzen mögen, wenn ihr nicht ein Erinnern geblieben wäre, ein Erinnern, das mit unwiderstehlicher Gewalt etwas von ihr forderte. Und dies Etwas hieß Rache.

Sie sitzt in ihrer Garderobe. Die junge Mulattin, die sie als persönliche Bedienung überall um sich hat, ist wie immer ganz erschöpft von dem vielen Umkostümieren der großen Parodistin. Da liegt das Kostüm der Madame Dubarry, die sie so grausig echt parodiert, deren Schreie so wahnwitzig-grell, so demütig und klagend, so todeswund klangen, daß alle, die sie gehört haben, sich darüber einig sind: das ist nicht mehr karikierende Parodie, auch nicht charakterisierende Persiflage, sondern weit mehr: eine Darstellung, geboren aus eigenstem Erleben dieser ganz großen Charakterinterpretin. Da liegen auch die Garderoben und Kostüme, in denen die gefeiertste Schauspielerinnen der Welt sich ihren Ruhm erwarben. Und dann die Utensilien der wahrhaft parodistischen Auftritte: die Stirnlocke der Elisabeth Bergner, der blonde Scheitel der Henny Porten, die hohe, gefaltete Stirn Conrad Veidts, das Doppelkinn des Jazzkönigs Paul Whiteman.

Aber all das hat plötzlich seinen Reiz für die Künstlerin verloren. Denn sie weiß mit schrecklicher Deutlichkeit, daß ihr ganzes Leben in diesen letzten Jahren des ruhelosen Wanderns von Erfolg zu Erfolg nur das Spiel einer Rolle war, daß sie seit jener entsetzlichen letzten Nacht an der Seite ihres Mannes das Wesen und den Charakter einer anderen parodierte, die mit ihr im Grunde genommen nichts gemein hatte.

Ganz plötzlich, während dieser Vorstellung ist es über sie gekommen: Ihr Kind lebt in dieser Stadt und ist vielleicht an diesem Abend auch in dem Hause, das sie einst gedemütigt als Irina Kollins verlassen hat und das sie heute abend wieder betreten wird als die bedeutende Parodistin Snillok, die man überall kennt Wohrhaftig, man hat sie zu einem großen Bankett geladen, das der bedeutende Neurologe und Psychiater Olaf Kollins für die berühmtesten, gegenwärtig in der Stadt gastierenden Künstler, für die Leuchten der Wissenschaft und die Beherrscher der Industrie gibt. Natürlich wird sie auch an diesem Abend der Mittelpunkt sein, denn schon hat man sie gebeten — wenn es ihr nach der Anstrengung der Vorstellung noch möglich sei —, vor der versammelten Künstlerschaft Proben ihrer Begabung zu geben! Und sie hat eingewilligt, vorzutragen. Denn jetzt zieht es sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihrem Kinde, das sie gewiß tot glaubt treibt es sie mit grausamer Pein, sich an dem Manne zu rächen, der ihr vor Jahren ihr Heim genommen, weil die Klatschereien mißgünstiger Leute seine Sinne verwirrt hatten.

Sie sitzt noch in ihrer Garderobe und atmet den betäubenden Duft der Tuberosen. Da reift ein Entschluß in ihr: Sie wird in dieser Nacht in seinem Hause eine Frau parodieren, die nur er, der Mann, Olaf Kollins, erkennen wird: sie wird die Stationen schildern, die sie passieren mußte, um von dieser entsetzlichen Nacht zu einem anderen Leben zu finden, zu einem anderen Ich. Sie wird nicht parodieren, sondern für Minuten die Rolle, die sie immer spielt abstreifen, um ihr Leben, mit dem sie abgeschlossen hatte, diesem Manne, der es zerstört hatte zu zeigen.

Bald sitzt sie in der Limousine, die der Nervenarzt ihr geschickt hat. Der Wagen gleitet über die spiegelnden Dämme der großen Stadt Megaphone fauchen ihren Namen, Lichtpropagandan zischen seine Lettern in den dunklen Himmel. Sie weiß um ihre Schönheit. Aber es ist nicht die alte schlichte, keusche, demutsvolle Schönheit, die damals das Gezisch der Neider erregte, sondern eine raffinierte, gewollte, seltsame Schönheit mit der betonten, besonderen Note. Sie weiß, daß sie auch in dieser Nacht nach langen Jahren den Mann, dem sie sich einst zu eigen gab, fesseln wird, aber nicht als Irina Kollins, sondern als die Parodistin Snillock. Der Wagen hält vor dem festlich erleuchteten Hause. Ein Diener öffnet den Schlag. Dann tritt sie ein. Alles ist noch so, wie es war; damals ... Eine seltsame Ruhe kommt über sie. Sie ist wieder ganz der zielbewußte Mensch der sie in den letzten Jahren gewesen. Sie findet die versammelte Gesellschaft vor, die nur noch auf ihr Erscheinen wartet. Im Augenblick ist sie von der fröhlichen Schar ihrer Kollegen umringt, von den Damen und Herren der Gesellschaft, die ihr ihre Bewunderung ausdrücken. Sie zeigt ihr berückendes Lächeln; aber ihre Gedanken fassen den Wortschwall nicht; sie denkt an einen sieghaft schönen Mann, den sie einst mit der Sehnsucht eines zagen Mädchenherzens liebte und den sie immer noch nicht so hassen kann, wie ihr Stolz es ihr befiehlt. Sie denkt an diesen sieghaft schönen Olaf Kollins der nun gleich als Hausherr sie begrüßen wird, sie, die Fremde, die er nur von weitem auf der Bühn bewundern durfte, wie er meint.

Da erschrickt sie jäh. Denn vor ihr steht ein Greis, gealtert durch den Gram einer fürchterlichen Selbstpeinigung. Nur in seinen Augen funkelt noch jenes Feuer der Liebe und des Zornes. Er küßt ihre schmale, zitternde Hand. Darn treffen sich ihre Blicke für Sekunden. In dem fahlen Gesicht des gealterten Mannes flammt eine flüchtige Röte auf. In seinen Augen steht das Bekenntnis seiner Schuld, eine Frage, die er nicht auszusprechen wagt. Langsam geht er weiter. Und wie in Gedanken verloren begrüßt er die anderen Gäste.

Dann geht man zu Tisch. Es herrscht lustige, ungezwungene Stimmung. Man speist. Nach den Anmerkungen der Haustochter werden die Schüsseln herumgereicht. Kein Mensch sagt, die Gattin, die Mutter zu ermahnen. Jeder weiß daß alles vermieden werden muß, um die vernarbte Wunde dieses Mannes nicht aufzureißen. Die Tochter ist sehr lustig. Geistreiche Worte fliegen von ihr zu jenem jungen Schauspieler, dem sie scherzhaft ihre Gunst verbergen will. Nur zwei Menschen an der festlichen Tafel bleiben ernst. Immer wieder sucht Olaf Kollins die Frau, die große Charakterinterpretin. Sie aber denkt: Ist das der Mann, dem ich Rache geschworen habe, den ich nicht hassen konnte, weil ich seiner mit Wollust gedachte, die Liebe war? Nein, das ist ein vom Schicksal geschlagener Mensch, den sein Jähzorn noch elender für sein ganzes Leben machte, als mich für Stunden.

Und ein Mitleid schleicht sich in ihr Herz, das die Verachtung streift.

Die Tafel wird aufgehoben. Eine Musik spielt. Irgendwo wird getanzt. Ein Sektkelch fällt klirrend zu Boden. Die Tochter tritt an die Parodistin heran. „Gnädige Frau," so bittet sie, ein großes Kind, „gnädige Frau, bitte erfreuen Sie uns und unsere Gäste durch Ihre Vorträge, durch Ihre Parodien, bitte!" Da steht sie auf. Sie wird der Tochter nicht die Illusionen rauben. Sie will jeden Auftritt vermeiden, um die Zukunft ihres Kindes nicht zu gefährden. Sie ... an den Flügel, der Saal wird verdunkelt, nur eine Lampe wirft ihr rötliches Licht auf die blendend schöne Frau, die nun mit dem Liede eines armen kleinen Mädchens beginnt .. Die Zuhörer vergessen den schimmernden Glanz der Parodistin und versinken in das Schicksal einer kleinen, ungenannten Unbekannten ...

—⊡—

Die Ratten

Eine Kriminalerzählung

von Hans Buttmann.

Eine dicke Ratte spazierte um Mitternacht die Treppe des Hauses hinauf, in dem laut Polizeibericht der Mord an dem älteren, gutgekleideten Herrn geschehen war. Nach Wegschaffung des Leichnams hatte die Mordkommission gefforscht und gemessen, ein besonders Eifriger war sogar auf den Boden gestiegen, in dem verstaubt und verrutzt, zerschlissen und zernagt eine Unmenge alter Möbel herum stand, dann durchleuchtete er mit einer elektrischen Taschenlampe den Keller, stöberte aber in Stroh und Papier nur Rattennester auf.

Jetzt herrschte wieder Stille im Hause, ja es war sogar noch ruhiger geworden als vor dem Mord, denn die einzige Bewohnerin, eine alte Frau, die ab und zu auf Tage oder Wochen ein mittelmäßig möbliertes, schlecht gelüftetes Zimmer vermietet hatte, war nach dem Mord zu ihrer Schwester gezogen. Es war totenstill auf den Gängen. Die Ratte fauchte vor sich hin. Sie fühlte sich behaglich in dem dunklen, einsamen Hause, um das ein schwerer Sturm sogte und kalte Tropfen an die Fenster warf. Plötzlich zuckte die Ratte zusammen und fuhr schlurrend unter einen Schrank.

An der Haustür wurde geschlossen, leise, vorsichtig, fast geräuschlos, wie Leute schließen, die kein Aufsehen verursachen wollen und Schlüssel oder Dietrich behutsam halten, stets bereit, den geringsten Widerstand des Schlosses mit welcher Hand zu überwinden. Zwei Personen traten rasch in den dunklen Hausflur. Wieder setzte man mit äußerster Vorsicht das Schloß in Bewegung, dieses Mal, um die Tür zu sichern. Dann hörte man einen tiefen Atemzug. Eine elektrische Taschenlampe blitzte auf, ihr Schein durchlief forschend den Flur bis zum Absatz der Treppe, eine Stimme flüsterte: „Nur sind wir in Sicherheit. Komm, wir gehen nach oben. Hier im Hause stört uns niemand mehr."

„Unsere Tritte? Ein Geräusch?" flüsterte die andere Stimme.

„Unsinn", entgegnete der Lampentragende, „in diesem alten Rattennest ist dauernd irgend ein Geräusch. Es knackt und rauscht und knistert ja in allen Winkeln".

Sie stiegen zum ersten Stock hinauf und erreichten einen langen Korridor. Tür lag neben Tür. „Welches Zimmer ist es?" fragte die eine der dunklen Gestalten. „Die dritte Tür links", war die Antwort, „ich habe sie damals gezählt."

Gerichtliches Siegel und Schloß konnten die beiden Eindringlinge nicht lange aufhalten. Zuerst ein kurzer Blitz der elektrischen Lampe durch das Zimmer, dann sagte der eine befriedigt: „Es ist alles noch, wie wir es verlassen haben. Sie haben sogar die Fensterläden wieder geschlossen." Vorsichtig leuchtend trat es